

Malte Thießen
Auf Abstand
Eine Gesellschafts-
geschichte der
Coronapandemie



Auf Abstand

Malte Thießen leitet das LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in Münster und lehrt als außerplanmäßiger Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Malte Thießen

Auf Abstand

Eine Gesellschaftsgeschichte
der Coronapandemie

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Für Hauke

ISBN 978-3-593-51423-9 Print

ISBN 978-3-593-44833-6 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-593-44834-3 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2021 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Rheinwiesen in Düsseldorf mit Abstandsmarkierungen

am 11. Juli 2020 © Jochen Tacke

Satz: le-tex transpect-typesetter, Leipzig

Gesetzt aus der Alegreya

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe GmbH sind ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Geschichte in Echtzeit schreiben	9
1. Anfänge: Warum waren wir nicht gewarnt?	15
Wertloses Seuchenwissen	15
Die Seuche der Anderen	18
Immunität: Trügerische Sicherheit	21
Aktionismus und Gelassenheit	23
2. Ausbrüche und Ausgrenzungen: Bedrohungswahrnehmungen ...	27
Stereotype, Stigmata und Sündenböcke	27
Skifahrer:innen, Gütersloher:innen und Corona-Partys	33
Vom Makel zur Modellregion: Heinsberg	35
Corona und Zombies: Wendepunkt Bergamo	39
Kränkung und Kontrollverlust	42
3. Achtsamkeit: Wandel von Risikovorstellungen	45
Zwei Welten	46
Probleme mit Kollateralschäden	50
Vom Eigennutz zur Achtsamkeit	52
4. Abschottung: Nationale Alleingänge und internationale Konkurrenz	55
Ländervergleiche als Leistungstest	56

Vergessene globale Kooperationen	61
Grenzziehungen gegen den Kontrollverlust	62
5. Aushandlungen des Ausnahmezustands: Solidarität, Sicherheit oder Freiheit?	69
Ausnahmezustände als Argument	70
»Vermummungsgebot« und Gesichtsverluste	75
Lockdown I: Geld oder Leben	80
Lockdown II: Starker Staat und Systemfragen	88
Wer regiert? Wissenschaft und Politik	104
6. Abstiege: Soziale Ungleichheit	111
Gegenwart und Gefahren des Totentanzes	111
Prekariat und Privilegien	114
Systemrelevante Verliererinnen	118
Unsolidarische Solidaritätsappelle	121
Abgesänge auf den Totentanz	124
7. Ablehnung: »Querdenken« und Protestieren	129
Gesundheit als Weltanschauung	129
Bunt bis braun: Quellen der »Querdenker«	134
Bunt zu braun: Radikalisierung	139
8. Alltag: In der neuen Normalität	145
Social Distancing als Körperwandler	146
Sozialkompetenz als Infektionsrisiko	150
Kontaktlose Kommunikation	152
Social Distancing als Raumwandler	155
9. Auswege: Impfungen als Heilsversprechen	159
Impfgeschichte als Relativitätstheorie	160
Verteilungskämpfe	162

Impfrennen und Impfnationalismus	168
Nationaler Eigennutz und internationale Solidarität	171
10. Ausblick: Was bleibt?	179
Dokumentationslust und Erinnerungskultur	179
Große und kleine Dinge	182
Weltweite Verletzlichkeit	184
Leben in der Verantwortungsgemeinschaft	187
Dank	193
Literaturverzeichnis	195
Anmerkungen	203

Geschichte in Echtzeit schreiben

Es ist ein herrlicher Sommertag. Vom Rhein weht ein Luftzug Gitarrenklänge, Gesprächsfetzen und Grillgeruch durch den Park. Man könnte die Pandemie glatt vergessen. Nichts scheint diesem Sommeridyll ferner als der unsichtbare Tod. Dabei ist die Bedrohung sehr sichtbar. Auf dem Rasen markieren 190 weiße Kreise das Abstandsgebot. Die Distanz zwischen den Kreisen beträgt drei Meter, so dass Spazierengehende in gebotener Entfernung durch den Rheinpark flanieren können. Auf ihren kreisförmigen Inseln kommen Menschen zu zweit oder in kleinen Gruppen zusammen und halten Abstand. So sitzen sie kontaktlos in der neuen Normalität.

Wie an diesem schönen Julitag 2020 in Düsseldorf ordneten Menschen auf der ganzen Welt ihren Nahbereich neu. »Auf Abstand« avancierte zum Leitmotiv, das für gut eineinhalb Jahre alles und jeden bestimmte – die große Politik ebenso wie den kleinen Alltag, unsere Freizeit genauso wie unsere Arbeit, unsere Kommunikation und unseren Konsum. »Auf Abstand« blieb selbst Monate später das Leitmotiv, als Impfprogramme eine effektive Eindämmung der Pandemie erlaubten. Noch in einer anderen Hinsicht avancierte der Abstand zum Leitmotiv. Er verweist auf gesellschaftliche Spannungen, die während der Pandemie sichtbar wurden. Maßnahmen zur Eindämmung verschärften Gegensätze – zwischen Arm und Reich, zwischen Frauen und Männern, zwischen uns und »den Anderen« – sowie Konflikte zwischen gesellschaftlichen Gruppen und Parteien. In der Familie und im Freundeskreis gingen Menschen auf Distanz zueinander. Unterschiedliche Ansichten zur Pandemie mitsamt ihren Ursachen und Folgen richteten das Miteinander neu aus. Und nicht zuletzt steht der Abstand für ein neues Zeitgefühl. Der Lockdown riss uns aus dem gewohnten Leben und markierte den Beginn einer neuen Zeitrechnung: der Zeit vor und nach Corona.

Dieses Buch erzählt die Geschichten dieser Distanzierungen. Es macht sich auf eine Spurensuche durch die deutsche Gesellschaft und fragt nach Voraussetzungen, Wandlungen und Folgen der Pandemie. Nichts und niemand blieb zwischen Frühjahr 2020 und Sommer 2021 von Corona unberührt. Auf allen gesellschaftlichen Ebenen und Feldern richtete sich das soziale Koordinatensystem neu aus. Die Pandemie betraf selbst jene, die ihre Existenz leugneten. Denn auch die »Coronaleugner« und »Querdenker« waren eine Folge des Virus.

»Auf Abstand« ist keine Coronageschichte im engeren Sinne. Dieses Buch erzählt keine Geschichte virologischer Forschungen, sondern eine Gesellschaftsgeschichte der Pandemie in Deutschland. Selbstverständlich ließe sich die Geschichte einer weltweiten Bedrohung ebenso gut als Globalgeschichte schreiben.¹ Allerdings verliert eine globale Perspektive schnell an gesellschaftlicher Tiefenschärfe, um die es in diesem Buch gehen soll. Denn in der Auseinandersetzung mit Corona ging es nie nur um Gesundheit und Krankheit, um Leben und Tod. Es ging ebenso um die Fundamente unserer Demokratie und um die Frage, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben wollen. Deshalb erzähle ich die Pandemie nicht von der Medizin, sondern von den Menschen her. Meine Gesellschaftsgeschichte fragt nach sozialen Kontexten, Konflikten und Krisen, die sich während der Pandemie wie in einem Brennglas bündelten. So stritten Presse und Parlamente nicht nur über den Infektionsschutz, wenn das »Infektionsschutzgesetz« oder die »Nationale Impfstrategie« auf der Tagesordnung standen. Darüber hinaus kreisten solche Debatten um das Verhältnis zwischen Bund und Ländern, zwischen Exekutive und Legislative, ja um die Chancen und Schwächen der Parlamente im Angesicht einer Pandemie.

Die gesellschaftliche Dimension der Pandemie liegt also auf der Hand. Etwas komplizierter ist es mit der geschichtlichen Dimension. Denn wie soll das eigentlich gehen, eine Geschichte der Coronapandemie? Sind die Ereignisse nicht viel zu frisch für Geschichte? Lässt sich Geschichte in Echtzeit schreiben? Tatsächlich leiden Historiker:innen unter einem Gegenwartssyndrom. Je näher Ereignisse an unserer Gegenwart liegen, desto schwerer sind sie einzuordnen. Im Falle der Coronapandemie ist das Problem sogar noch größer. Denn wir reden über ein Ereignis, dessen Ende zurzeit nicht absehbar ist. Obgleich sich beim Abschluss des Buchmanuskripts Ende Juni 2021 zumindest ein vorläufiges »Happy End« der Pandemie abzeichnete, falls man das bei mehr als 90.000 Toten allein in

Deutschland überhaupt sagen möchte, ist diese Geschichte noch lange nicht vorbei. Selbst wenn weitere Erkrankungswellen ausbleiben, werden uns die Nachwirkungen der Pandemie noch lange beschäftigen.

Das Problem der Gegenwartsnähe und Endlosigkeit des Ereignisses machte sich schon an jenen Studien bemerkbar, die im Laufe des Jahres 2020 erste historische Einblicke in die Coronageschichte boten.² Die Halbwertszeit dieser Darstellungen war zwangsläufig gering. Heute lesen sich viele dieser Studien als Quellen, die Einblicke in »damalige« Vorstellungen von der Pandemie eröffnen und so einmal mehr vom Problem der Gegenwartsnähe künden. Einige dieser Darstellungen bringen uns heute ins Grübeln, andere fast schon zum Schmunzeln. Wegen der Gegenwartsnähe geht dieses Buch einen anderen Weg als bisherige Darstellungen. Es erzählt keine Seuchengeschichte der Moderne, die dann im letzten Kapitel fast schon folgerichtig mit der Coronapandemie endet. Vielmehr stellt das Buch Ereignisse und Entwicklungen der Jahre 2020/21 in den Mittelpunkt, um diese anhand von Rückblicken ins 19., 20. und 21. Jahrhundert einzuordnen. Im Mittelpunkt dieses Buches steht somit die Coronapandemie mit ihren historischen Wurzeln und Bezügen zur Seuchengeschichte der Moderne.

»Auf Abstand« ist also auch eine Perspektive dieses Buchs. Ich erzähle die Coronapandemie in ihrer historischen Dimension, um Distanz zur Gegenwart zu gewinnen. Bei diesem Abstand geht es nicht um eineinhalb Meter, sondern um Jahrzehnte, mitunter Jahrhunderte. Einige Kapitel werfen Schlaglichter auf die Pest, Pocken und Cholera, andere auf die Diphtherie und Polio, auf zahlreiche Grippezüge oder Aids. Erst die historische Dimension gibt Antworten auf die Frage, was Corona eigentlich so besonders macht, was aber auch relativ typisch für den Umgang mit Seuchen ist. Die historische Einordnung bietet somit Gelegenheit, auf Abstand zur Gegenwart zu gehen, um unsere Erlebnisse aus der Distanz zu betrachten, um aktuelle Debatten zu versachlichen, vielleicht aber auch, um ein wenig demütig zu werden. Denn in historischer Perspektive klingen aktuelle Entwicklungen mitunter erstaunlich bekannt bzw. erschreckend vertraut.

Selbstverständlich wird auch dieses Buch früher oder später an der Gegenwart scheitern. Bis kurz vor Manuskriptabgabe veränderten sich unsere Erfahrungen mit der Pandemie und damit meine Schwerpunktsetzungen der Kapitel. Die historische Einbettung der Gegenwart erhöht gleichwohl die Wahrscheinlichkeit, dass Befunde dieser Gesellschaftsgeschichte

für einige Zeit von Belang sein werden. Obwohl sich unsere Gegenwart – und damit unsere Perspektive auf die Seuchengeschichte – immer wieder ändert, können wir die Wurzeln und historischen Bezüge der Coronapandemie auch in Zukunft immer wieder neu für eine Betrachtung der Jahre 2020/21 heranziehen.

Es ist also an der Zeit für eine Bilanz. Denn die Gegenwartsnähe birgt ja nicht nur große Probleme, sondern ebenso große Potenziale. Eines der größten Potenziale hängt mit dem digitalen Wandel unserer Gesellschaft zusammen. Jahrhundertlang schrieben Historiker:innen ihre Seuchengeschichten aus Akten und Archiven. Gesetze und Gutachten, behördliche Anordnungen und wissenschaftliche Aufsätze, Briefe, Bilder und Karikaturen bilden die Basis für bisherige Darstellungen zur Seuchengeschichte.³ Während der Coronapandemie war die Überlieferungslage eine vollkommen andere. Zahlreiche Quellen der Jahre 2020/21 sind noch digital verfügbar. Das gilt nicht nur für Printmedien, Parlamentsprotokolle und Gutachten, die meist ja auch gedruckt vorliegen und daher langfristig überliefert werden. Wichtiger ist der Befund einer digitalen Überlieferungssituation für unzählige Quellen zur Coronapandemie, die ausschließlich online vorliegen. Zahlreiche Stellungnahmen auf Internetseiten, Tweets auf Nachrichtendiensten, Bilder und Blogs, Flyer und Broschüren, Fotos und Programme von Veranstaltungen und vieles mehr wurden nur online veröffentlicht. Digitale Quellen eröffnen einerseits neue Einblicke in eine Pandemie. Denn einfacher als je zuvor können wir eine Pandemie aus dem Blickwinkel unterschiedlicher Professionen, Parteien und einzelner Menschen betrachten. Andererseits sind ausgerechnet diese vielfältigen digitalen Einblicke in die Pandemie besonders bedroht. Seit langem diskutieren Historiker:innen und Archivar:innen über die Frage, wie sich das digitale Zeitalter langfristig sichern lässt.⁴ Obwohl zahlreiche Archive die Coronapandemie 2020 zum Anlass genommen haben, digitale Sammlungskonzepte zu formulieren, und obwohl Online-Portale wie das »Coronarchiv« eine breite Überlieferung privater Eindrücke ermöglichen, werden unzählige digitale Quellen in den kommenden Jahren verloren gehen.

Eine Bilanz ist heute also nicht nur möglich, sie ist wahrscheinlich auch besonders dringend. Wenn wir in Zukunft die Geschichte der Coronapandemie verstehen oder fortschreiben wollen, müssen wir jetzt damit anfangen. Bereits im Sommer 2021 gerieten Ereignisse aus der Frühzeit der Pandemie in Vergessenheit. Die Ausgrenzungen »asiatisch« aussehender

Menschen, die Auseinandersetzungen um Hotspots wie Heinsberg, Ischgl oder Gütersloh und selbst die anfangs verbreiteten Ängste vor Bergamo spielten in der öffentlichen Debatte eineinhalb Jahre nach Ausbruch des Virus keine Rolle mehr. Mittlerweile blickten viele Deutsche nach vorn – und zwar mit guten Gründen. So setzten allmähliche Erfolge nationaler Impfprogramme endlich gemeinsame Planungen internationaler Präventionsprogramme auf die Tagesordnung. Das monatelang ersehnte Ende des Lockdowns wiederum verschob den Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit von den Voraussetzungen der Pandemie auf ihre Folgen und mehr noch auf zukünftige soziale und wirtschaftliche Maßnahmen. Außerdem rangierten im Sommer 2021 wieder all die anderen Krisen auf der Tagesordnung, die von Corona monatelang in den Aufmerksamkeitsschatten gestellt worden waren. Klimawandel, Kriege und Antisemitismus standen in Hochzeiten der Pandemie allenfalls in der zweiten Reihe. Sie kamen im Sommer 2021 mit voller Kraft zurück, fast schon als ob es eine breite Sehnsucht gegeben habe, endlich nicht mehr nur von Viren zu reden.

Vielleicht kommt dieses Buch also doch zum genau richtigen Zeitpunkt. Denn eine Gesellschaftsgeschichte der Coronapandemie eröffnet uns nicht nur die Chance, den Wurzeln unserer Gegenwart nachzuspüren. Sie ist ebenso ein Appell, bei allen Planungen auf eine bessere Zukunft die Geschichte der Pandemien nicht zu vergessen, selbst wenn diese Geschichte mitunter noch allzu gegenwärtig erscheint.

1. Anfänge: Warum waren wir nicht gewarnt?

Es war eine unscheinbare Meldung. Am Silvestermorgen 2002 berichteten einige Zeitungen mit wenigen Zeilen von einer »mysteriösen Lungenkrankheit« im zentralchinesischen Wuhan. 27 Menschen seien erkrankt. Fortan verbreiteten sich Gerüchte über einen »neuen Ausbruch der Lungenseuche Sars«. ⁵ Sars – das stand seit einigen Jahren als Symbol für jene »Neuen Seuchen«, die dank globaler Handels- und Verkehrswege innerhalb kurzer Zeit zur weltweiten Bedrohung mutierten. Beim Sars-Ausbruch Ende 2002 hatte das Virus aus China weltweit um die 8.000 Menschen infiziert. Fast jeder Zehnte war an der Krankheit gestorben.

Sars gab nur den Auftakt. In den Folgejahren sorgten Ausbrüche von »Vogelgrippe« und »Schweinegrippe«, Mers und Ebola für Schlagzeilen. Allein die Schweinegrippe schaffte es im Herbst 2009 innerhalb eines Monats zwölf Mal auf die Titelseite der »Bild«-Zeitung. Allen Gesundheitspolitiker:innen gaben die neuen Seuchen eine eindringliche Warnung. Unter dem Eindruck des Sars-Ausbruchs und der Anthrax-Briefe nach den Terroranschlägen vom 11. September wurden Ende 2005 sämtliche Gesundheitsbehörden aufgefordert, Vorkehrungen für den Pandemiefall zu treffen. Das Robert Koch-Institut bündelte diese Konzepte kurze Zeit später in einem »Nationalen Pandemieplan«, der Leitlinien für die Vorsorge und Eindämmung einer »gesundheitlichen Großschadenslage« ⁶ festlegte.

Wertloses Seuchenwissen

Wir hätten also gewarnt sein können. Zu Beginn der Coronapandemie standen strategische Konzepte und praktische Erfahrungen mit Seuchenzügen bereit. Unser Vorwissen erscheint sogar noch größer, wenn wir in

der Geschichte der Bundesrepublik einige Schritte zurückgehen. Denn der Nationale Pandemieplan des RKI war nicht das erste Konzept zur Eindämmung eines globalen Ausbruchs. Vielmehr planten Bundesinnenministerium, Bundesgesundheitsamt, Bundesverteidigungsministerium, Bundesamt für Katastrophenschutz und Robert Koch-Institut seit den 1950er Jahren fieberhaft für die Eindämmung des epidemiologischen Ernstfalls.

Es sollte nicht bei Planspielen bleiben. Mehrfach kamen seit Mitte der 1960er Jahre »Pockenalarmpläne« der Bundesländer zum Einsatz. Für den Fall einer Pockeneinschleppung warteten die Alarmpläne mit detaillierten Ausarbeitungen zu Meldewegen und Isolationsmaßnahmen, zum Aufbau von Quarantänestationen und Impfstellen auf.⁷ Ihren Praxistest absolvierten Pockenalarmpläne zuletzt 1972 – und zwar äußerst erfolgreich. Eine Einschleppung der Pocken nach Hannover konnte dank systematischer Rückverfolgungen der Infizierten sowie mit schnellen Quarantäne-, Impf- und Aufklärungsmaßnahmen umgehend eingedämmt werden.⁸ Nach Ausrottung der Pocken Ende der 1970er Jahre waren die Alarmpläne dennoch nicht vom Tisch. So blätterten Medizinalbeamte Anfang der 2000er Jahre plötzlich wieder hektisch in den Unterlagen, als Sorgen vor Terroranschlägen mit biologischen Kampfstoffen in der gesamten Republik Ängste schürten.

Erfahrungen im Seuchenkampf sammelten deutsche Ministerien und Forschungseinrichtungen zudem in der Zusammenarbeit mit der Weltgesundheitsorganisation (WHO) oder später im *European Center for Disease Control*. Die an sich uralte Erkenntnis, dass Seuchen jegliche Grenze überwinden, sorgte in der Bundesrepublik ab Mitte der 1950er Jahre für einen gewaltigen Internationalisierungsschub und damit für neue Erkenntnisse im Seuchenkampf. Der Wissensdurst war so groß, dass er sogar den »Eisernen Vorhang« überwand. Seit den 1970er Jahren tauschten selbst die erbitterten »Systemgegner« Bundesrepublik und DDR ihre Erfahrungen bei der Seuchenbekämpfung aus. Das deutsch-deutsche Bewusstsein, dass man im Pandemiefall in einer »Verantwortungsgemeinschaft« steckte,⁹ war offenbar größer als Ängste vor einer sozialistischen bzw. kapitalistischen Unterwanderung.

Es war also eigentlich alles da: Wissen, Konzepte und Erfahrungen. Sowohl Notfallpläne von Bund und Ländern als auch medizinische Studien zur Häufung der neuen Seuchen lagen bereit. 2008 hatten vier Fraktionen des Bundestags in einem »Grünbuch des Zukunftsforums öffentliche

Sicherheit« besorgniserregende Konsequenzen aus jüngeren Pandemien gezogen. Die Vertreter der Union, SPD, FDP und Grünen konstatierten nicht nur strukturelle Defizite wie eine schnelle Überlastung des Gesundheitswesens oder das Fehlen einer »einheitlichen überregionalen Notfallplanung« im Seuchenfall. Darüber hinaus beschrieb das Grünbuch Gesundheitsmaßnahmen, die damals noch apokalyptisch anmuten mochten, die aus heutiger Perspektive jedoch allenfalls visionär genannt werden können: »Die hochinfektiöse Variante des SARS-Virus würde einschneidende Maßnahmen verlangen: zum Beispiel die Seuchengebiete abriegeln, die Ansteckungsrate durch Mund-Nasen-Schutz mindern, Desinfektionsschleusen einrichten, Einschränkungen der Bewegungsfreiheit der Bevölkerung durchsetzen.«¹⁰ Noch ein gutes halbes Jahre vor der Coronapandemie zitierte beispielsweise die *Pharmazeutische Zeitung* Sylvie Briand, Leiterin der WHO-Pandemieabteilung, mit einer ebenso nüchternen wie ernüchternden Bestandsaufnahme: »Denn eins ist klar: Es ist keine Frage ›ob‹, sondern ›wann‹ eine neue Pandemie kommt.«¹¹

Trotzdem blieben die meisten Deutschen Anfang 2020 erstaunlich gelassen. Selbst das zunehmende Rauschen im bundesdeutschen Blätterwald änderte daran wenig. Ab Ende Januar berichteten Zeitungen über die Quarantäne chinesischer Millionenstädte, über Isolationsmaßnahmen und überfüllte Krankenhäuser. Am 30. Januar rief die WHO eine internationale Notlage aus, einen Monat später stufte die Weltgesundheitsorganisation die internationale Gefährdungslage bereits als sehr hoch ein. Ungeachtet dieser Anzeichen ging das Leben in Deutschland weiter wie bisher. Ende Februar 2020 stellte das Bundesgesundheitsministerium auf einer Pressekonferenz klar, dass die Deutschen nichts zu befürchten hätten: »Gegenwärtig gibt es keine Hinweise für eine anhaltende Viruszirkulation in Deutschland, sodass die Gefahr für die Gesundheit der Bevölkerung in Deutschland aktuell weiterhin gering bleibt.«¹² Ein gewisser Pragmatismus gegenüber der Pandemie kennzeichneten die ersten beiden Monate des Jahres 2020.

Im Rückblick ist dieser Pragmatismus erstaunlich oder schlimmer: Der Historiker Mark Honigsbaum hat gar von einem »kollektiven Versagen« gesprochen.¹³ Warum waren wir nicht gewarnt? Was waren die Hintergründe für die anfängliche Gelassenheit? Warum war all das jahrzehntelang gesammelte Seuchewissen offenbar wertlos für Presse und Parlamente? Ordnet man die Coronapandemie in die Seuchengeschichte der

Moderne ein, gibt es auf diese Fragen zwei Antworten: Immunität und *Othering*.

Die Seuche der Anderen

Die Seuche, das sind immer die Anderen: Auf diese knappe Formel lässt sich der Umgang mit Infektionskrankheiten in historischer Perspektive bringen. Denn die Wahrnehmung von Seuchen ist seit jeher geprägt von Fremdzuschreibungen, die sich bis in die Namensgebung niederschlagen. Die Syphilis beispielsweise hieß schon im 15. Jahrhundert »Franzosenkrankheit«. In Deutschland verband sich diese nationale Zuschreibung seit dem 19. Jahrhundert zudem aufs Beste mit der Wahrnehmung als »Lustseuche«. ¹⁴ Geografische und moralische Zuschreibungen gingen hier also Hand in Hand, entsprach die Geschlechtskrankheit doch dem deutschen Stereotyp vom unsittlichen Frankreich. Das bekannteste Beispiel für nationale Zuschreibungen ist heute wohl die Spanische Grippe. Spanisch wurde die Grippe zunächst einmal nur wegen der relativ frühen und ausführlichen Berichterstattung. Im Gegensatz zu anderen Gazetten Europas standen spanische Zeitungen nicht unter der Militärzensur. Allerdings entsprach die »Spanische Grippe« eben auch zeitgenössischen Vorstellungen vom geheimnisvollen, barbarischen Spanien. Im Bild von der »Spanischen Lady« verdichteten sich solche Fremdzuschreibungen zur perfekten Projektionsfläche für Ängste vor dem unbarmherzigen Seuchentod. ¹⁵

Sozialwissenschaftler:innen haben für solche Fremdzuschreibungen den Begriff des *Othering* geprägt. Dabei geht es um die Beobachtung, dass insbesondere neue, unbekannte Bedrohungen auf »Fremde« und »die Anderen« projiziert werden. ¹⁶ Dank ethnischer, moralischer, religiöser oder habitueller Zuschreibungen mutieren Seuchen demnach häufig zu Krankheiten »der Anderen«. Corona schreibt zur Geschichte des *Otherings* ein Kapitel fort, das die Deutschen im 19. Jahrhundert aufschlugen. Seit dieser Zeit fanden deutsche Seuchenängste ihre größte Projektionsfläche »im Osten«. Die Russische Grippe von 1889/90 mochte ihren Ursprung zwar tatsächlich in Russland haben. In die Schlagzeilen fand sie allerdings bevorzugt mit stereotypen Zuschreibungen vom rückständigen Osten. ¹⁷ Dass solche Fremdzuschreibungen in Deutschland besonders

gut verfangen, überrascht nicht. Auch im Ersten Weltkrieg galten militärische Operationen im Osten als medizinische Feldzüge zur Sanierung schmutziger »Seuchenherde«, wie Polen und Russland von deutschen Medizinalbeamten gern umschrieben wurden.¹⁸ Deutsche Impfprogramme bekämpften in dieser Vorstellung nicht nur medizinische Missstände der »russischen Herrschaft« oder der russischen »Volksseele«. Der Seuchenkampf in Osteuropa stellte zugleich den Leistungen des deutschen »Kulturvolkes« ein vorbildliches Zeugnis aus.¹⁹ Im »Dritten Reich« steigerten sich solche Selbst- und Fremdzuschreibungen in eine Gigantomanie des Grauens. Auch dank stereotyper Seuchenvorstellungen gingen Holocaust und Vernichtungskrieg eine furchtbare Verbindung ein. Zeitgenössische Fremdzuschreibungen wie das »antisemitische Stereotyp des bärtigen ›Ostjuden‹« bündelten sich in Bildern von gefährlichen »Seuchenträgern«, die zum Schutze des deutschen »Volkskörpers« immunisiert oder gar »ausgemerzt« werden sollten.²⁰

Mit Ausrottungsphantasien war es in Deutschland nach 1945 zwar vorbei. Allerdings klang »der Osten« als Grundakkord für deutsche Seuchenängste noch lange nach. Stereotype vom rückständigen, unhygienischen »Russen« oder »Chinesen« waren auch in der Bundesrepublik denk- und sagbar, ja mehr noch: Im Kalten Krieg erhielten Fremdbilder vom bedrohlichen Osten neue Nahrung. Dass die »Hongkong-Grippe« in Westdeutschland Ende der 1960er Jahre schon mal als »Mao-Grippe« verunglimpft wurde, die sich in die Bundesrepublik »einschleiche«, gibt für die anhaltende Attraktivität östlicher Seuchenzuschreibungen nur ein Beispiel von vielen.²¹ Und noch nach der Jahrtausendwende waren die Deutschen während der Ausbrüche von Sars und Vogelgrippe mit Fremdzuschreibungen vom »Fernen Osten« schnell zur Hand.

Othering wird häufig als Erklärung für soziale Exklusionsprozesse herangezogen. Tatsächlich brachte die Coronapandemie zahlreiche Fälle brutaler Ausgrenzungen der »Anderen« auch in Deutschland zutage, auf die ich im nächsten Kapitel zurückkomme. Zur Beantwortung unserer Ausgangsfrage ist allerdings ein weiterer Effekt des *Otherings* von Bedeutung, der bislang sehr viel seltener betrachtet worden ist. Fremdzuschreibungen bündeln und verstärken nicht nur Ängste. Sie können uns ebenso Ängste nehmen und damit in falscher Sicherheit wiegen. Denn Fremdzuschreibungen führen zu einer Exotisierung der Bedrohung – und damit zu einer Ausgrenzung auch im geografischen Sinne, als Auslagerung von Ängsten aus unserer Lebenswelt. Insbesondere die verbreitete Betrachtung von

Seuchen als Ausdruck von Rückständigkeit machte Seuchen in der Wahrnehmung vieler Deutscher zu einem Problem der Anderen, das wenig mit uns zu tun zu haben schien.

Corona demonstrierte diesen Effekt der Auslagerung geradezu vorbildlich, wie ein Blick in die frühe Berichterstattung offenbart. Gerade in den ersten Wochen waren die Zeitungen voll von Exotik. Insbesondere im Boulevard ging es um graue Großstadtsilos und schmutzige Märkte, vor allem aber um Schlangen, Hunde und Fledermäuse auf chinesischen Speisekarten. Dass das Coronavirus wahrscheinlich von Fledermäusen auf Menschen übergesprungen war, bekräftigte Stereotype vom rückständigen, schmutzigen Chinesen, wie sie die »Bild«-Zeitung in gewohnter Manier vorführte: »Futtert uns China in die Katastrophe?«, fragte das Blatt besorgt und beschrieb anschließend ekelerregende Szenen auf »gefährlichen Wildtiermärkten«.²² Das Fremdbild vom exotischen »Chinesen« bildete einen besonders krassen Kontrast zum deutschen Selbstbild, das sich aus einer großen Selbstsicherheit speiste. Altertümliche, geradezu abstoßende Essenspraktiken erklärten demnach den Ausbruch einer Pandemie, die so gar nicht zum »zivilisierten«, »hygienischen« und »fortschrittlichen« Leben in Deutschland passen wollte. Auch die Lebensbedingungen in Wuhan schienen entsprechende Erklärungen zu bieten: In dem Millionen-Moloch mit seinen engen Wohnungen und unhygienischen Arbeitsbedingungen lag die Ausbreitung des Virus ja quasi auf der Hand.

Am Anfang war Corona also die Seuche der Anderen mit ihren exotischen Lebensverhältnissen im fernen Osten. Die Pandemie schien nichts mit uns zu tun zu haben und daher auch keine große Bedrohung zu sein. Ende Januar 2020, da war die Krankheit bereits in sieben Länder eingeschleppt worden, verstand das Wochenmagazin *Der Spiegel* Corona allein als Herausforderung für China: »Die drohende Pandemie fordert nicht nur Chinas Gesundheitswesen, sondern auch seine Politik und Wirtschaft heraus.«²³ Eine Woche später machte das Magazin erstmals mit einem Corona-Titel »Made in China« auf, der heute in zahlreichen Studien als Ikone für die frühe Wahrnehmung der Deutschen herhält. Tatsächlich schien die Pandemie in diesem Titelbericht vor allem ein Problem Chinas zu sein, dessen Krisenlösungskompetenz über das Wohl und Wehe der Weltwirtschaft entscheide. In dasselbe Horn stieß in der Titelstory der Virologe Christian Drosten, der fortan die Berichterstattung prägen sollte wie kein anderer: »In Wuhan, wo alles begann und wo die Erkrankungs- und Todes-

zahlen nun von Tag zu Tag steigen, wird sich in den kommenden Wochen zeigen, ob das neue Virus aufgehalten werden kann.«²⁴ Letztlich verminderte *Othering* zu Beginn der Pandemie also den Handlungsdruck, da sich Corona als Problem der Anderen verstehen und letztlich aus unserer Lebenswelt auslagern ließ.

Immunität: Trägerische Sicherheit

Für eine anfängliche Arglosigkeit gegenüber der Pandemie findet sich noch eine zweite Erklärung und damit eine weitere Antwort auf die Frage, warum wir Anfang 2020 nicht gewarnt waren. Sie lautet Immunität. Die Geschichte der Moderne ist eine Geschichte des Impfens. Seit dem 19. Jahrhundert setzten sich auf der ganzen Welt systematische Impfprogramme durch, wie wir sie heute kennen. Den Auftakt gab die Pockenimpfung durch den britischen Arzt Edward Jenner 1796. In Bayern und Hessen wurde sie bereits Anfang des 19. Jahrhunderts als Pflichtimpfung eingeführt, für das gesamte Deutsche Reich galt eine Impfpflicht seit 1874. Seit den 1930er Jahren folgten Impfkampagnen gegen Diphtherie, Scharlach sowie Tetanus. In der Bundesrepublik und DDR wiederum flankierten zunächst Impfungen gegen Polio, Tuberkulose, Keuchhusten und Grippe das deutsch-deutsche Gesundheitswesen, ab den 1970er Jahren kamen Mehrfachimpfstoffe hinzu, die die Herdenimmunität noch einmal deutlich erhöhten.

Waren Infektionskrankheiten für unsere Eltern und Großeltern noch allgegenwärtig, ging diese Erfahrung im Laufe der Jahrzehnte verloren. Der Bedeutungswandel der »Kinderkrankheiten« steht dafür als Sinnbild. Denn lange Zeit meinte das Wort keineswegs jene Verniedlichungsform, die wir heute kennen. Kinderkrankheiten waren vielmehr Ausdruck einer Alltäglichkeit von »Volksseuchen«, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein für eine hohe Kindersterblichkeit sorgten. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts waren Pockennarben im Alltag der Deutschen omnipräsent, der charakteristische Tuberkulosebuckel hielt sich noch einige Jahrzehnte länger, genauso wie die charakteristischen Sprachprobleme und häufigen Taubheitsfälle nach Diphtherieerkrankungen. Auch die Behinderungen von Armen und Beinen als Folge der Kinderlähmung blieben lange Zeit ein bekanntes Bild auf deutschen Straßen.